

LITERATURA BRASILEIRA DE EXPRESSÃO ALEMÃ

(Coordenação geral: Celeste Ribeiro de Sousa)

HILDA SIRI

1918-2007

(Celeste Ribeiro de Sousa)

2008

Der Tod der onça

Hilda Siri

Wir saßen gemütlich im Wohnzimmer beisammen. Draußen war es kalt und windig, doch das Feuer im kleinen Heizofen und der rote Wein in unseren Gläsern ließen uns die Kälte nicht spüren. Wie so oft in letzter Zeit tauschten wir unsere Meinungen über okkulte und mystische, jedenfalls unbegreifliche Dinge aus, die von jeher die Phantasie der Menschen beschäftigten und gerade in letzter Zeit wieder beschäftigen. Unsere Ansichten gingen weit auseinander, der eine leugnete alles, was er nicht mit seinen fünf Sinnen fassen kann; ein anderer wieder hielt Voraussehen, Verbindung mit Verstorbenen, Seelenwanderung und Wiedergeburt für möglich und glaubhaft und ein dritter wollte alles durch physische Gesetze und seelische Ein- und Auswirkungen erklären. Wir alle jedoch hatten noch nichts selber erlebt, was irgendwie einen mystischen oder okkulten Anschein hatte.

Wir redeten uns in eine wahre Begeisterung hinein und eine seltsame Spannung erfasste die Gemüter, die es uns wünschenswert erscheinen ließ, wenn endlich mal etwas Absonderliches geschähe, um unseren Wissensdurst zu stillen oder uns das Gruseln zu lehren.

Nur einer saß still dabei und hörte schweigend unseren Diskussionen zu: Onkel Reinhold, Bruder meiner Mutter, der von den Misiones, Argentinien gekommen war, um einige Wochen in Brasilien zu verbringen und Verwandte in den alten Kolonien und auf der ‚Serra‘ zu besuchen. Als die Kolonie in Nord-Argentinien vom Kolonialdirektor Culmeier vermessen wurde, wanderten viele Deutschbrasilianer und Reichsdeutsche dorthin, so auch Onkel Reinhold mit seinen Eltern und Geschwistern. Die Ortschaft am Paraná hieß Monte Carlo.

Als eine Pause in der Unterhaltung eintrat, ergriff er das Wort und erzählte in seiner nüchternen und ruhigen Art folgende Geschichte:

Es war zur Zeit der Orangenernte. Wie viele Jahre darüber verfließen sind, kann ich nicht sagen. Doch das Erlebnis ist so frisch in meiner Erinnerung, als sei es gestern erst gewesen.

Mein Haus liegt in den Orangenwäldern, die ich am argentinischen Ufer des Paraná anlegte. Es ist so klein, dass es nur mir allein Herberge bietet. Fremdarbeiter, die zur Zeit der Ernte kommen, schlafen in einem Schuppen unweit des Hauses.

Es war in einer Nacht von Samstag auf Sonntag. Die Arbeiter hatten Urlaub genommen; zwei von ihnen hatten die Fährte eines Jaguars entdeckt und gingen noch vor Anbruch der Nacht auf die Jagd, denn sie hatten mindestens drei Stunden Fußmarsch zurückzulegen, um in den dichten Urwald zu kommen.

Es war eine kalte, sternklare Nacht. Die glatten Blätter der Orangenbäume glitzerten silbern im Mondlicht. Ich genoss den Abend auf der Veranda bis vom Fluss die Nebel aufzusteigen begannen. Dann setzte ich mich ans Radio und stellte gute Musik aus Buenos

Aires ein und las ein Buch. Als mir die Augenlieder schwer wurden, ging ich zu Bett und lag bald im tiefen Schlummer, denn ich hatte einen anstrengenden Tag hinter mir.

Und dann hatte ich den seltsamen Traum, der mir unvergesslich in Erinnerung blieb. Ich träumte, dass ich wach wurde und in der Dunkelheit, die mich umgab, schleichende Schritte vernahm. Lauschend richtete ich mich halb im Bett auf. Die Schritte mussten in meinem Zimmer sein, und ich unterschied, dass zwei Personen sich in meiner Nähe befanden. Ich hörte sie atmen, den Schritt verhalten, doch ich konnte sie nicht sehen. Eine grauenvolle, tierische Angst lähmte meinen Herzschlag und raubte mir die Fähigkeit auch nur ein Glied zu bewegen. Ich hatte das Gefühl, dass ich geduckt am Boden lag und in erstarrter Resignation den lauenden Tod erwartete. Auch meine Verfolger verharrten in stummer Spannung. Mit äußerster Kraftanstrengung spannte ich meine Muskeln, um mich auf die unsichtbaren Schleicher zu stürzen. Im gleichen Augenblick flammte das Licht einer Taschenlampe auf und blendete meine Augen. In der nächsten Sekunde blitzte ein Feuerstrahl, peitschte ein furchtbarer Knall die Luft und ich spürte einen Schlag gegen den Magen, der mir einen wahnsinnigen Schmerz verursachte. Ich spürte, wie mir das Blut warm aus einer Wunde sickerte. Während mir die Sinne schwanden, erkannte ich, angestrahlt von der Stablampe, den Fremdarbeiter João, der die noch rauchende Waffe in der Hand hielt. In Schweiß gebadet wachte ich auf. Das Zimmer lag im fahlen Licht des Mondes, der ein helles Rechteck auf den Boden malte. Ich unterschied den Schrank und den Tisch, die Flinten an der Wand, und die Säcke mit Tunkfrüchten gefüllt, die ich aus Platzmangel im Schlafzimmer untergebracht hatte. Nichts war verändert.

Ich stand auf, warf den ‚Poncho‘ um, ergriff den Revolver vom Nachttisch und ließ die Taschenlampe aufleuchten. In der Küche sah ich auf die Uhr: es waren genau fünf Minuten nach vier. Ich durchsuchte das Haus, ging in den Hof, leuchtete in Schuppen und

Ställe, doch kein Verfolger, kein Dieb war zu sehen. Die Pflanzung lag stumm und schlafend unter der sterngeschmückten, samtene Kuppel des Himmels. Kein Laut war hörbar, nicht einmal das verschlafene Glucksen eines Vogels. Die Orangenblätter schimmerten silbern im Schein der Himmelslichter, doch kein Windhauch bewegte sie. Ich lauschte... Nichts. Mir wäre es lieb gewesen, wenn ein Hund angeschlagen oder ein Hahn gekräht hätte. Die Stille war so absolut, dass sie in ihrer Erhabenheit unheimlich war.

Ich ging wieder zu Bett, doch der Schlaf wollte nicht kommen. Meine Glieder waren voll bleierner Müdigkeit, doch mein Geist war hellwach. Und da war auch noch ein feiner Schmerz in der Magengegend, den ich mir nicht erklären konnte und der mich beunruhigte. Doch gegen morgen übermannte mich der Schlaf und mit der frühen Dämmerung war ich munter, ging frisch meinem Tagewerk nach, das einen Bauern auch sonntags erwartet und dachte nicht mehr an den Traum.

Um neun kamen Luiz und João von der Jagd zurück. An einen jungen Baumstamm gefesselt trugen sie eine Tigerkatze mit glattem Fell, dessen runde, gelb und braune Flecken, dunkel verbrämt, golden in der Sonne leuchteten. Sie ließen das schwere Tier nieder, rekelten ihre steifen Glieder und erzählten abwechselnd von ihrer Jagd.

„Als die Dunkelheit hereinbrach,“ berichtete Luiz, „hatten wir die Fährte erreicht und wählten einen geeigneten Platz, wo wir auf Anstand blieben. Unsere Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Das Dickicht war feucht und die Kälte stieg uns von den Füßen herauf in den ganzen Körper. Hätten wir den Schnaps nicht dabei gehabt, wären wir wahrscheinlich umgekehrt. Wir wagten uns nicht zu rühren und mussten immer in Alarmbereitschaft bleiben. Plötzlich knackte das Unterholz und wir sahen nicht weit entfernt zwei phosphoreszierende Punkte. Es waren die Augen eines Tieres, und der dunklen Masse nach zu urteilen, musste es die ‚Onça‘ sein. Hatte sie unsere Anwesenheit wahrgenommen? Sie duckte sich, und wären

nicht ihre leuchtenden Augen gewesen, wir hätten sie nicht sehen können.“

„Unsere Stellung war ungünstig,“ fuhr João fort, „und so schlichen wir unter Vermeidung sämtlicher Geräusche näher. Jetzt kam es darauf an so schnell und präzise wie möglich zu handeln. Ich hielt die Waffe schussbereit und im gleichen Augenblick da Luiz die Taschenlampe aufblitzen ließ, schoss ich. Mit einem schaurigen Röcheln brach die Onça zusammen. Es war ein erschütternder Anblick. Der erste Schuss hatte gesessen. Wir wollten Zeit verstreichen lassen, bis sie sich ausgeblutet hatte und ich blickte auf die Uhr. Es waren genau vier Uhr und fünf Minuten.“

„Nach welcher Uhr hast du die deinige gestellt?“ fragte ich und die Worte kamen mir schwer über die Lippen. Ich spürte meine Zunge wie Blei im Munde.

„Ich habe sie, bevor ich ging, nach deinem Wecker in der Küche gestellt.“

Luiz berichtet weiter: „Wir untersuchten das Tier und stellten fest, dass die Kugel den Magen durchbohrt hatte. Ein sauberer Schuss.“

„Ein Meisterschuss! Ich gratuliere!“ Ich drückte den Jägern anerkennend die Hände und untersuchte das verendete Tier. An einer kleinen Bauchwunde klebte trockenes Blut.

Was soll ich noch berichten? „Eine Erklärung für dieses Erlebnis zu suchen,“ meinte er lächelnd, „überlasse ich euch. Ich weiß keine.“

Fonte:

Zwanziger, Iris. Der Tod der onça. In: *Die alte Truhe*. 2^a ed. Campinas, edição da autora, 2000, p. 34-37.